

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Geschichte der deutschen Philosophie**

Die deutsche Mystik

**Bergmann, Ernst**

**Breslau, 1926**

Fünfter Abschnitt. Paracelsus.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7925**

## Paracelsus

**N**atur! Gott Natur!  
Schon der „Idiot“ des Cusa ging auf den Markt, um zu sehen, wie Gott gewogen wird. Die prächtigen Folianten schlägt er zu, er verzichtet auf Bücherweisheit und geht, die heilige Schrift zu lesen, die „Gottes Finger“ im Buch der Natur geschrieben hat. Die gotische Metaphysik verklingt in den fernen Wölbungen des mittelalterlichen Gedankendoms. Der Mensch tritt aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht, geblendet von einem neuen Licht, dem Licht der Natur.

Alle abendländischen Völker tun ums Jahr 1500 diesen entscheidenden Schritt aus dem Reich Gottes ins Reich der Natur, das der Geist der Kirche geächtet hatte, das deutsche Volk, so scheint es, mit Zittern und Zagen und zahlreichen religiösen Hemmungen. In diesem verbotenen Land wohnt der Teufel, das Symbol des Unerklärlichen, Düstern und Furchtbaren, das in den „Unsichtbaren Krankheiten“ des Arztes Hohenheim um uns wittert. Diese finstre Macht zittert in der lutherischen Angst, die vordem niemand kannte, der warm und sicher im Schoße der alleinseligmachenden Kirche ruhte. Sie gesellt sich dem Magier Faust und zeigt ihm verlockend das Reich der Erde und die Macht des Menschen über die geheimen Kräfte der Natur. Der Mensch übernimmt sich, mit einem raschen Griff will dieser Faust erfassen, was nur lange Jahrhunderte der exakten Wissenschaft allmählich und mühsam erobern können. Vom Teufel auf den Mist geworfen, das Gesicht auf den Rücken gedreht, so endet dieser Wahnsinnige. Stärker als der Mensch ist die Natur, größer und dunkler, als sich sagen läßt, die Schrift, die der Finger Gottes schrieb, ihm noch unlesbar. Die Sterne machen die Pest, meint Hohenheim. Vom Bazillus weiß er noch nichts. Ohnmächtig steht der Mensch des 16. Jahrhunderts vor diesen Rätseln. Die Natur läßt sich des Schleiers nicht berauben. Magisch und mystisch bleibt alles.

So wird der Deutsche wieder Christ und klammert sich wieder an die Gestalt des Erlösers, von der sich Eckart bereits losgerissen hatte, spekulativ, nicht politisch, und darum vielleicht so kühn. Luther tat einen ähnlichen Schritt politisch. Er betritt ganz neues Land und erschrickt vor sich selbst und seiner Kühnheit. Ein

historischer Tintenfleck allein genügt nicht, um seine Angst zu beschwichtigen. Vom Gewissen aus greift er nach einem höheren Halt, der heiligen Schrift und dem echten evangelischen Christentum. Ähnlich Franck und Schwenkfeld, deren Mystik unendlich christlicher ist als die des Kölner Meisters. Ähnlich Hohenheim, der hinter der Pest durch Europa einherwandert, das Spital betrachtend, in dem Gott auf Erden krank liegt. Wie eine Anklage klingt seine Stimme zu uns, tief erregt über seine Ohnmacht, ingrimmig und fast verzweifelt, und dann noch lange nachpolternd durch das Jahrhundert, nachdem die Gestalt früh abgekämpft dahingesunken. Er ist Katholik geblieben, aber auch als solcher ein echter, freidenkender Christ. Nicht nur in Visionen wie Luther sah er den Satan. Sondern leibhaftig in der krankliegenden Schöpfung, die er mit Philosophie, Astronomie, Alchymie und Theologie heilen zu können glaubte. In jenem satanischen Bouquet von Pest, Aussatz und Lues, das zu betrachten er doch nicht müde werden konnte.

Welch eine Wut, die durch Hohenheims Schriften zittert! Sie richtet sich äußerlich gegen Avicenna und Galenus und die gelehrten Schulmediziner, die die Leute sozusagen philologisch bearzteten, durch Studium und Interpretation dunkler Galenusstellen, statt durch Naturbeobachtung und Aufsuchung neuer und natürlicher Heilkräfte. In unerhörten Schimpftiraden, die selbst für das Lutherische Jahrhundert eine Leistung bedeuten, äußert sich dieser fast pathologische Zornesingrimm des grobgehauenen Schweizers. Der Grund dieses Ressentiments kann nur sein das Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber der gewaltigen und unergründlichen Natur. Die Erbitterung des Ohnmächtigen, der die große Aufgabe sieht und nicht lösen kann, entlädt sich auf die Häupter der Galenusanbeter. Fehlt ihm doch schlechthin alles vom ärztlichen Organon, was die medizinische Wissenschaft heute besitzt, während sein Problem schon das unsere ist, Heilung von Menschennot durch Naturerkenntnis. Und das Organon der damaligen Heilwissenschaft, den Canon des Avicenna, hatte er selbst von sich geworfen, zusammen mit dem Aristoteles, dem Thomas und Scotus und anderen spekulierenden Phantasten, wie er sie nennt. So steht er allein auf weitem Feld, dem Ungeheuren gegenüber, der Natur. Er verkündet ihr Licht und erklärt sich für den Monarchen der neuen Heilwissenschaft. Und fühlt doch im Stillen, daß er auch nichts ist als ein armseliger Seichebeseher.

Daher diese Bände von Grimm, die er auf die Nachwelt geschleudert. Daher die Wendung von Nürnberg, die eine Cäsar in sein

Leben bringt, dessen zweite Hälfte zum resignierten Suchen nach der „Vita beata“ wird und depressiv erscheint, wie die erste manisch. Ein Zykliker, zweifellos! Aber als solcher die typische Zeitkrankheit des 16. Jahrhunderts in einen schrillen Aufschrei verwandelnd. Angst zur Natur könnte man sie benennen. Die Seelenwege zur Natur waren durch mehr als 1000 Jahre unbeschritten geblieben. Unsicher sind nun die ersten Schritte, wohl auch blind in den Abgrund taumelnd wie bei Faust. Alle Maßstäbe fehlen. Die ersten Versuche, die Natur zu beherrschen, enden tragisch. Und die Ahnung vom Schicksal Derer, die so Übermenschliches gewollt, verdichtet sich am Ende des Jahrhunderts zur Faustsage, die die Gemüter mit Grauen überschüttet. Sie unterzeichneten mit Blut.

Auch Hohenheim hat mit Blut unterzeichnet. Ausgelacht von ganz Europa, brüllt er im „Paragranum“: „Ihr müssen mir nach mit Eurem Avicenna, Galeno, Rasi etc und ich nit Euch nach. Ihr mir nach, Ihr von Paris, von Montpellier, von Salern, von Wien, von Köln, von Wittenberg und all Ihr in der Summa und keiner muß ausgenommen sein, im hintersten Badwinkel nicht bleiben, des bin ich Monarcha und ich führ die Monarchie.“ (VIII, 137.) Zu Basel, am 24. Juni 1527, wirft er den Avicenna ins Johannisfeuer, wie Luther wenige Jahre vorher die päpstliche Bulle. Als „Lutherus medicorum“ muß er flüchten. Als Bettler durchwandert er Deutschland, die heilige Schrift der Natur im Herzen tragend, das Kreuzritterschwert fest im Arm, das auf allen Bildern erscheint, die uns von ihm erhalten sind, in Spelunken und auf Landstraßen übernachtend und überall Manuskripte austreuend, die erst nach seinem Tode der Zeit druckfähig erscheinen, die Armen umsonst verarztend nach der neuen ärztlichen Ethik, die er in echtem Heilandsgefühl verkündet, und die Straßen wählend, auf denen die Pest wandert. Denn dort ist die Natur, als deren Kreuzritter er sich fühlt, die große, göttliche, furchtbare Natur mit all ihren rätsel- und grauenhaften Wundern. Fürwahr ein grenzenloser Idealist, dieser „Monarcha“ in Lumpen, eine Mischung von Faust und Heiland, wie sie nur in Deutschland möglich ist.

Durch die Forschungen von Karl Sudhoff in Leipzig ist das Bild des echten Hohenheim hervorgetreten aus dem Nebel der Sage, mit dem die tieferregte Phantasie des Faustischen Jahrhunderts den großen Bahnbrecher der modernen Naturbetrachtung umgeben hatte. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Bilde dieses einzigartigen und wunderbaren Mannes, in dem die Geschichte der deutschen Philosophie lebendiger geschrieben steht als irgendwo sonst. Er ist

neben Luther der schöpferische Genius, der für uns Deutsche das 16. Jahrhundert und die Folgezeit formte. Er ist der wahre Faust, es läßt sich nicht leugnen. Der sogenannte historische Faust, Georg Sabellicus, oder wie er geheißen hat, gibt nur den Namen für das Faustproblem und für die größte deutsche Dichtung. Paracelsus gab den Geist, er, der erste, der aus der Bücherweisheit floh zur Natur, „auf, hinaus ins weite Land“.

Zu Einsiedeln in der Schweiz ist Hohenheim geboren (am 17. 12. 1493) und aufgewachsen, an der Teufelsbrücke, die über die rauschende Siehl führt, zwischen Tannen und Alpen, eine Wegstunde vom Etzel entfernt. Von hier der starke Natursinn des Gebirglers, seine kernige, bäurische Art, die große Ethik seines Lebens, die ihm seine reine Bergheimat mitgab. Der Vater ist Schwabe, die Mutter eine Schweizerin, eine geb. Ochsener, Gotteshausfrau in Einsiedeln, die Wilhelm Bombast von Hohenheim, praktischer Arzt zu Einsiedeln, im Jahre 1491 ehelichte. Das altadelige Geschlecht der Bombaste war zu Hohenheim bei Stuttgart ansässig. Der Knabe erhielt von seinem gelehrten Vater in der Taufe den Namen Theophrast nach dem bekannten Schüler des Aristoteles. Die Namen Aureolus, Trismegistus Germanus usw., die auf den Titeln seiner Schriften erscheinen, sind spätere Zutaten seiner Schüler, der Name Paracelsus die damals übliche humanistische Latinisierung von Hohenheim. Von seiner frühesten Jugend wissen wir nur, daß er einfach und bäurisch erzogen wurde, von seiner Mutter tiefe Frömmigkeit, von seinem Vater die Liebe zur Wissenschaft und zum ärztlichen Beruf übernahm. Hohenheim bekennt, daß ihn sein Vater „nie verlassen“ habe und zuerst ihn in der „adepta philosophia“, der Geheimwissenschaft von der Natur, unterwiesen habe. Nach dem Tode der Mutter, im Jahr 1502, als Theophrast neun Jahr alt war, siedelte die Familie nach Villach in Kärnten über, wo Wilhelm von Hohenheim als Arzt und Lehrer an der Bergschule bis zu seinem Tode (1534) tätig war.

Hohenheims Lehr- und Wanderjahre reichen bis 1526, wo er dreiunddreißigjährig in Straßburg als praktischer Arzt hervortritt, nachdem er, wie er bekennt, 15 Jahre gewandert ist. Aus dieser langen Zeit wissen wir nur, was uns Hohenheim selbst berichtet. Und das ist nicht viel. Er war auf verschiedenen Universitäten, in Deutschland, Italien und Frankreich. „Lange Jahre.“ Wo, das wissen wir nicht. Nirgends hat er angegeben, wo er den „Doctor beider Arzneien“ erworben hat (nach Sudhoff zu Ferrara unter Leonicensio), obwohl seine zahlreichen Gegner die Tatsache, daß er einen akademischen Grad besäße, öffentlich an-

zweifelten. Seine tiefe Verachtung der herkömmlichen Schulweisheit und ihrer veralteten und gänzlich wertlosen Methoden läßt ihn über seine akademischen Bildungsstätten schweigen. Jenem Kinde des „Tanzapfenlandes“ erschien wohl schon früh „über Büchern und Papier“ die Sehnsucht, sich im Tau der Natur gesund zu baden.

Das Schottenkloster zu Würzburg ist nachweislich eine seiner Bildungsstätten gewesen. Dorthin zog ihn der internationale Ruf des merkwürdigen und ideenreichen Abtes Johannes Trithemius (1462—1516), der im Geruch eines Magiers stand und bei dem Kaiser und Gelehrte aus und ein gingen, auch Agrippa von Nettesheim, auch der Schwindler Georg Sabellicus (1507), der angebliche historische Faust, und andere verschwommene Köpfe der Zeit. Aus der „Mystischen Chronologie“ des genialen Abtes quillt uns Paracelsistische Atmosphäre entgegen. Sieben Planetengeister (Intelligentia) oder Engel regieren nach Gottes Anordnung die Welt. Jeder derselben herrscht 354 Jahre und vier Monate, viermal in der Reihenfolge. So ist Orifiel der Engel des Saturn, Gabriel der Engel des Mondes, Michael der Engel der Sonne, Raphael der Engel des Merkur usw. Jeder der sieben Engel vollendet seine „vorgeschriebene Reise“ und führt die Herrschaft entsprechend den Eigenschaften und der Natur seines Gestirns, so daß bestimmte Ereignisse während seiner Regierungszeit wiederkehren müssen und vorausgesagt werden können. Diese Lehre geht auf den Philosophen Menastor und auf Plotin zurück. Im „Paramirum“ und „Paragranum“, wo von der Astrologie gehandelt wird, die jeder Arzt wissen müsse, erscheint sie naturphilosophisch und anthropologisch wieder, während der Historiker Trithemius ihr einen geschichtsphilosophischen Sinn unterlegte. Das, was Paracelsus im „Paragranum“ den „großen Menschen“ oder den „äußeren Menschen“ nennt, wird durch die Astra geführt. Die Planeten beherrschen den Lauf des Mikrokosmos (VIII, 164 f.) auf dem Umweg über die mystische Erweiterung der Menschennatur ins Kosmische, die Paracelsus annimmt. Auch sonst mag Hohenheim in Würzburg starke Einflüsse von der machtvollen Persönlichkeit des Trithemius erfahren haben. Sein Organ für „Arcana, Mysteria und Magnalia“, sein Ahnungsvermögen des Geheimsten in der Natur, sein charakteristischer Wille, Unerforschliches als solches zu verehren, scheint sich als Haupt- und Grundzug des Paracelsismus dort in ihm gebildet zu haben. In Tritheims „Steganographie“, der Lehre von der Geheimschrift, waltet dieser esoterische Geist. Und dazu kommt das lebhafteste Arbeiten der Phantasie, das den Historio-

graphen Trithemius zu einem großzügigen, psychologisch interessanten Geschichtsfälscher machte und das auch für die ganze paracelsistische Naturanschauung gilt und sie geradezu zu einem Kunstwerk erhebt, dem ein hoher dichterischer Reiz anhaftet. Nur ein Suggestor ist Paracelsus nicht gewesen. In seiner geradlinigen, leidenschaftlichen Art ist er kein kluger und kühler Seelenberechner, wie der vornehme Würzburger Abt, der den Kaiser Maximilian in ein besonderes Gemach geleitete und ihm sein verstorbenes Ehegemaß Maria wiedererscheinen ließ, um das der Kaiser sich grämte. Leibhaftig, samt dem schwarzen Flecklein am Halse. Diese Züge sind von Trithemius unmittelbar ins Faustbild geflossen. Bei Paracelsus begegnen sie uns nicht. Hypnotische Macht über fremde Seelen besitzt der Prolet Hohenheim, der „Schwyzer Waldesel“, wie man ihn genannt hat, ganz und gar nicht, obwohl gerade dieser Zug unentbehrlich ist im Bilde eines großen Arztes und Menschenheils. Feine Kultur der Persönlichkeit, wie sie der Fürstenfreund und Menschenbeherrscher Triethem offenbar in hohem Grade entwickelt hatte, fehlt bei dem wild und gebirgig dahinbrausenden Paracelsus ebenso wie die Gabe der „subtilen Rede“, ein Mangel, den er selbst bedauert, sowie die Kunst, sein äußeres Wesen eindrucksvoll zu gestalten, um auf seine Umgebung zu wirken. Er verabscheut diese Kunst und bezeichnet sie, wo sie ihm bei Ärzten entgegentritt, als Bescheißerei. Von hier die lange Kette von äußeren Mißerfolgen, die sich durch Hohenheims Leben hinzieht. Ein Tor! Aber ein „reiner“.

Anders, wenn man Hohenheim heute liest und er seine Köstlichkeiten hinwühlt, immer in großem Gefühl, immer aufgewühlt bis ins Innerste und gehoben von dem Bewußtsein, daß seine Glatze mehr wisse als die Gloridoctores aller hohen Schulen Europas.

Eine weitere Bildungsstätte Hohenheims, von der wir Näheres wissen, waren die Silberbergwerke und Schmelzhütten des Grafen Fügen von Schwaz im Inntal, wo er lange Jahre (zwischen 1510 und 1520) im chemischen Laboratorium am Reverberierofen gestanden hat, unter Hüttenarbeitern, Scheidekünstlern und Alchymisten, die Gold kochten und den Stein der Weisen suchten. Wasser- und Sandbäder, Waagen, Mörser, Tigel, Kolben, Phiolen und Retorten, berußte Mauern und „lebendige Kohle“, die ganze Atmosphäre der Homunculusküche umgab ihn hier. Der Stein der Weisen aber, den Hohenheim sucht, ist die Heilkraft der Mineralien und Metalle. Mit Zauberei hat er sich niemals befaßt. Dennoch glaubt er an „seraphische Kräfte“ im Kieslingstein und stellt Elixiere her, die eine

„Quinta essentia“ enthalten sollen. Wie die Natur „gewachsen“ ist, welche „Tugenden“ und „Heimlichkeiten“ in ihr schlummern, die zur Linderung der Menschennot geweckt werden können, lernte Hohenheim in den Tiroler Schmelzhütten kennen. Auf der Hohen Schule der Natur hat sein Geist die entscheidende Formung empfangen. Hier hat ihm der erhabene Geist „sein Angesicht im Feuer zugewendet“.

Die dritte und wichtigste Bildungsstätte Hohenheims war Europa oder die Landstraße. Zwischen Kroatien und Lissabon hat er gewohnt, wiederum „lange Jahre“. In seinen „Defensiones“ (1538) berichtet er, daß er von Granada aus durch Spanien und Portugal nach England gezogen sei, weiter durch die Mark Brandenburg, Preußen, Litauen, Polen nach Ungarn, der Walachei, Siebenbürgen, Kroatien, der Windisch-Mark. An einer andern Stelle berichtet er, er habe die Niederlande, Rumänien, Italien, Dänemark, Dalmatien, England und Deutschland bereist, um Krankheiten zu studieren. Die venezischen, niederländischen und dänischen Kriege habe er als Wundarzt mitgemacht. Man hat ihn von wegen seines Landfahrens gescholten. Er sei „so gar nindert bleiblich“ gewesen. Wozu diese Landstreicherei! Alles, was man wissen kann, steht im Aristoteles und Avicenna. Mit demselben Argument weigerten sich 1610 die Aristoteliker von Padua, durch Galileis Fernrohr zu gucken. Bei Aristoteles stehe nichts von den Jupitermonden. Folglich existieren sie nicht. Hohenheim hat einige klassische Antworten für seine gelehrten Zunftgenossen, die wie die Birnbrater hinterm Ofen sitzen, zwischen Bücherbergen, und auf dem Narrenschiff die Welt umreisen. Er ist der früheste vom Typus der „*médicins empiriques*“, die hundert Jahre später in großer Zahl durch Italien und Frankreich reisten, z. B. Julius Caesar Vanini († 1616). Prädestination, persönliches Schicksal, „nindert bleiblich“ zu sein, treiben diesen geborenen „Perambulanus“, aber auch ein richtiger Begriff vom Wesen seiner Wissenschaft. Die Krankheiten wandern doch auch, wer sie sehen will, muß ihnen nach. Das Wandern ist die Poliklinik des 16. Jahrhunderts, in der dem Arzt die tausend Fälle zu Gesicht kommen, die die ärztliche Erfahrung bilden. Ohne das „Gesicht“ kann nichts bezeugt werden. Der Berg kommt nicht zum Propheten, Natur und Wirklichkeit nicht zum „Polsterdrucker“. Also muß man wandern, „Schuh und Hut verzehren“, bis man dasjenige erlangt, was nicht zu einem kommen kann, die „Gabe Gottes“, da wo sie liegt, die „Bereitung der Natur“. Denn die „engelländischen Humores sind nicht ungarisch, noch die neapolitanischen preußisch“. Hohenheim



ist zu Fuß gewandert, bei Milchsuppe und Zwillich. Das war beschwerlich, aber zu gemeinem Nutz. Und es war „ein fröhliches Wandern“, Himmel, Element und Wesen zu sehen, Land, Stadt und Gewohnheit, wozu ein Zwangnis treibt. Davon wissen „die in der Ringmauer“ nichts, die Winkelbläser und Stadtphysici, die in Seide und weichen Kleidern prangen mit Bouletten und Baretlins, die „gemalten Ärzte“, die den Avicenna wälzen und verachten den Dreck der Landstraße. „Denn das will ich bezeugen mit der Natur, der sie durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Die Geschrift wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land. Als oft ein Land, als oft ein Blatt. Also ist Codex naturae, also muß man ihre Blätter umbkehren.“

Am 5. Dezember 1525 erwarb Hohenheim zu Straßburg das Bürgerrecht, um hier als praktischer Arzt seßhaft zu werden. Im gleichen Jahr wurde er als Stadtphysikus und Professor der Medizin an der Universität nach Basel berufen. Der Basler Buchdrucker Froben, den er geheilt hatte, vermittelte, zusammen mit Oecolampadius, diese Berufung. Die Möglichkeit einer umfangreichen akademischen Wirksamkeit und Schulgründung ergab sich nun für Hohenheim, dessen neuartiges Natursystem in seinem Kopf fertig vorlag und von dem bereits verschiedene Teile ausgearbeitet waren. Eine geeignetere Basis als die Buchdruckerstadt Basel ließ sich für die Begründung und Verbreitung der neuen naturalistischen Lehre Hohenheims gar nicht denken. Erasmus lebte (1521—29) im Frobenschen Hause, dieser Voltaire des 16. Jahrhunderts und Verächter der scholastischen Formalistik. Freude an der Kunst und Wissenschaft, Witterung für alle Fortschritte und Neuerungen der Zeit, damals auch in religiöser Hinsicht, das war der Geist, der den Basler Humanistenkreis beseelte, zu dem auch Hans Holbein der Jüngere gehörte. Hohenheim hat es nicht verstanden, die Gunst der Umstände zu nutzen. Er war ein Landstreicher und Original, ein Polterer und Alleszermalmer, kein kluger Lebenskünstler und vorsichtiger Anbahner des Neuen, der eine Körperschaft sich dienstbar machen konnte. Seine ungepflegte äußere Erscheinung wirkt beinahe grotesk unter den pelzverbrämten Basler Patriziern und feingesitteten Humanistenhäuptern, der wilde Sturm seiner Ideen hat noch nicht Raum auf einem Katheder, seine Gabe, es zugleich und radikal mit allen Parteien zu verderben, den Ärzten, den Apothekern, den Philologen und Ratsherrn, hat dazu geführt, daß Hohenheim als Basler Universitätsprofessor nur eine kurze tragikomische

Gastrolle von zwei kampfddurchtobten Semestern gegeben hat. Im Februar 1528 muß er flüchten und ist wieder gewandert wie vorher, hinter der Pest her, ruhelos von Ort zu Ort, und fast überall als Fremdkörper ausgeschieden. Seine „Creatz und Prädestinatz“ hat es so gewollt. So wie „die große Natur“ in ihm gewachsen war, paßte sie nicht in das enge Gefäß einer Ringmauer. Alle Maße der Zeit überschäumte er. Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts hat ihn fassen können und als „Monarcha“ auf den Thron gehoben, die erste Hälfte aber wie einen „Besessenen“ von sich gestoßen.

Schon Hohenheims Verachtung aller Bücherweisheit gefiel den Humanisten nicht, die eben damit begonnen hatten, die Antike in kostbaren Drucken zu edieren. Hohenheim warf ins Feuer, was jene mit Bienenfleiß neu geschaffen hatten. Man kann es verstehen, daß Erasmus sich kühl von ihm wandte, obwohl ihm Hohenheim von seinem „Tartarus“ geholfen, d. h. ihm seine Gallen- und Blasensteine entfernt hatte, die ihm von seiner jahrelangen philologischen Sitzarbeit zurückgeblieben waren. Auch Froben, den Hohenheim „aus der Unterwelt zurückgerufen“ hatte, hörte auf, sein Gönner und Freund zu sein. Nicht lange, so erheben sich die Basler Apotheker einmütig gegen den neuen Stadtphysikus, der auf dem Katheder mit beißendem Spott gegen die „Sudelköche“ und ihre betrügerischen Dekokte losgezogen war und eine Visitierung des städtischen Apothekerwesens und der pharmazeutischen Praxis von Amtswegen beim Rat beantragt hatte. Und nun gar seine Berufsgenossen! Hohenheim hatte die mittelalterliche Amtstracht der Ärzte abgelegt und ging nach dem Bericht eines Zeitgenossen „wie ein Fuhrmann“ gekleidet. Er verachtete das „rotsamtene Baretlin“ und verspottete den „blutroten Iugel“ der Ärzte, die goldenen Halsketten, Finger- ringe und Spangen und alle die „Bescheißerzeichen“, unter denen „viereckete Narren“ herumlaufen. Auf dem Katheder erklärte er seine eigenen Schriften und verwarf, was durch zwei Jahrtausende in höchsten Ehren gestanden, die 18 Hippokrateskommentare des Galenos. „Die Natur, sie macht den Textum, der Arzt nur die Gloss über dasselbige Buch.“ Hohenheim las Deutsch. Man bezweifelte, ob er überhaupt Latein könne. Er las über die verschiedensten Krankheiten und kündigte seine empiristische Forschungstendenz zu Anfang seiner Lehrtätigkeit in einer „Intimatio“ an, in der er das griechisch-arabische System der Medizin radikal verdammt. Anfangs scheinen die Studenten dem „Lutherus medicorum“ gefolgt zu sein, obwohl er die Gabe der faszinierenden Rede durchaus nicht

besaß und in einer öffentlichen Disputation schmachvoll unterlegen war. Als er aber in der Johannisnacht (24. Juni) 1527 den Kanon des Avicenna öffentlich verbrannte, erhob sich der Sturm. Seine Feinde schlossen sich erneut gegen ihn zusammen, nachdem schon vorher ein Inderdikt seiner Vorlesungen gegen ihn verhängt, aber wieder aufgehoben worden war. Hohenheim antwortete mit wütenden Protesten beim Rat. Seine reinen und großen Ziele duldeten keine Verdächtigung. Den Höhepunkt des Konflikts, in dem Hohenheim durch seine hitzige Leidenschaft die Interessen seiner Feinde fördert, bildet das Schmähedicht eines Unbekannten, das eines Sonntags früh an der Tür des Basler Münsters sowie der Burse und anderer Kirchen hing und in vornehm-klassischer Hexametersprache Hohenheim der öffentlichen Lächerlichkeit preisgab. In dem Pamphlet spricht der Schatten des Galenos aus der Unterwelt. Er erklärt sich kühl und witzig gegen die sonderbaren Neuerungen des Theophrastus, der in Wahrheit ein Cakophrastus sei und nicht würdig, des Hippokrates Nachttopf zu tragen. Hohenheim unterlag dieser Humanistengeste. Nur eine Antwort im gleichen kühlwitzigen Stil hätte ihn retten können. Dazu besaß er weder die Gabe noch die innere Überlegenheit. Zornglühende Klagschreiben richtete er an den Magistrat, die erkennen ließen, wie schwer er getroffen war, und wegen ihrer Form erneut Anstoß erregten. Bei „solchen lausigen Zoten“ möchte selbst eine Turteltaube zornig werden. Er bat den Rat um Schutz, der ihm aber nicht mehr zuteil wurde. Den Schlußakt der Basler Tragödie bildet Hohenheims Prozeß gegen einen Kirchenfürsten, in dem er sein offenkundiges Recht nicht erlangen konnte. Fassungslos vor Wut ließ er erneut gegen den Magistrat „böse Zeddelin fliegen“, bis der Rat beschloß, man solle ihn festnehmen und mit ihm verfahren nach Herzenslust. Heimlich bei Nacht entwich er nach Kolmar.

All diese Vorgänge entschleiern das innerste Wesen Hohenheims, dessen hoher, herrlicher Wahlspruch lautete: *Alterius non sit, qui suus esse potest*. Wer sich selbst hören kann, soll niemand anders dienen. Hohenheim gehörte sich selbst und entwickelte in tiefster Ehrlichkeit seine Form, ohne Kompromisse zu schließen und unbekümmert um einschneidende Notwendigkeiten des sozialen Lebens. Aber sein Mangel an Beherrschung, seine Fuhrmannsgewohnheiten, seine uferlose Art, geistige und geschichtliche Werte mit Füßen zu treten, feine Kultur und Tradition niederzutrameln, rächte sich bitter. Seit Basel blieb er ein Geächteter. Dennoch gehören unsere

Sympathien dem Gescheiterten und seiner Tragik. In seinem Glauben an sich und die Zukunft, in der Treue zu seinem System, von dem niemand etwas wissen wollte, im Festhalten am Ideal trotz tiefster Not liegt seine menschliche Größe. „Von Euch wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde kommen werden“, so grollt es fort durch seine Schriften. Und dann: jenes Stolze, Wissende: „Der Theophrastus wird mit Euch kriegen ohne den Leib.“ In der Tat: hoch über dem Jahrhundert steht er als Sieger im Geisterkrieg, das Kreuzritterschwert im Arm, Philippus Aureolus Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus. Schier endlos ist die Reihe der Ausgaben seiner Schriften aus dem Ende des Jahrhunderts, die die Forschung verzeichnet. Ganze Schriftstellergenerationen haben ihre Produkte unter den seltsam rasselnden und klingenden Namen des großen Streiters geschoben und an der Vollendung seines Bildes in gutem und schlechtem Sinne gearbeitet, und das reiche, farbige Leben zusammen mit der Phantasie der Zeitgenossen haben so eine Gestalt geschaffen, die aus der deutschen Geistesgeschichte unverwischbar ist.

Die Basler Ereignisse haben Hohenheim tief erschüttert. „Rauh und räs“ waren die Winde, die ihn von Basel vertrieben, schreibt er aus Kolmar an Amerbach. Ein pathologischer Komplex bildet sich in ihm. „Ich werde grünen und Ihr werdet dürre Feigenbäume werden“, so klingt es in biblisch-feierlichen Varianten. Die Sekte Theophrasti wird triumphieren und den Avicenna und Galenos wird man „in ein Alkali versieden“. Ihr lacht über den Peregrinus, den Dr. Helveter, den „Waldesel von Einsiedeln“. Aber „mein Gauchhaar im Genick“ weiß mehr als Ihr, meine Schuhrinken sind gelehrter als Galenos und alle Eure Magnifizenzen. Ich werde sie „mit einer vierfachen Fakultät überwinden“. Ich habe „die Monarchie gereinigt“. Ihr müßt in meine Philosophie, Ihr Cornuten und Calefactores, nicht ich in Eure, Ihr Schelme und Betrüger, die Ihr für Geld die Kirchhöfe füllt. Und dann immer wieder das Trotzig-Verbissene: Ihr mir nach, nicht ich Euch nach, dieses Wort, das zwischen Genie und Wahnsinn flattert.

Hohenheims Vater war außerehelicher Geburt, seine Mutter eine Hörige. Hohenheims Antlitz war haarlos, das weibliche Geschlecht lehnte er ab. Oporinus und Erastus erschwindeln viel Gemeines über Hohenheim. Er habe im Rausch seine Mysterien gelallt. Und noch J. G. Zimmermann versichert, er sei sein ganzes Leben hindurch besoffen gewesen. Keiner aber wirft Hohenheim erotische Exzesse

vor. Eine Abnormität seiner Naturgrundlage ist sicherlich anzunehmen. Ins Geistige ist seine Zeugungskraft verdrängt und überschüttet das Jahrhundert mit dem unerschöpflichen Sperma seiner naturphilosophischen Bilder und Ideen, in denen sein dichterischer Geist unablässig wühlt, auf Landstraßen und in Spelunken, wo er, kaum angekommen, alsbald zu diktieren beginnt, stehend, die Hände am Schwert. Ob Hohenheim getrunken hat oder nicht, ist uninteressant. Der Gruß seines Geistes, den wir verspüren, zeigt die große, göttliche Trunkenheit Goethischer Naturerkenntnis, den üppigen Schaffensrausch der Idee. Die Sudhoffsche Ausgabe, wenn sie vollendet ist, wird 25 Bände echter Schriften des Paracelsus umfassen, 15 Bände philosophische und naturwissenschaftliche und 10 Bände theologische Schriften. Dies der Ertrag eines kurzen Lebens von 48 Jahren, das Mühe und Arbeit war und immer aus dem einem Quell getrunken hat, der unendlichen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein.

Von Kolmar kommt Hohenheim 1529 nach Nürnberg. Dort sieht ihn Sebastian Franck, einer der wenigen, die Hohenheims Größe bei Lebzeiten erkannten. „Ein seltsam wunderbarlich Mann“, so schreibt Franck, der Verfasser der „Göttlichen Philosophie“, in seiner Geschichtenbibel über Hohenheim. Er verlache alle Ärzte. „Aus der Natur wachsen“ muß der Arzt. Zwischen den beiden Männern scheint ein inniger Gedankenaustausch stattgefunden zu haben. Er bezog sich wohl hauptsächlich auf die religiösen Kämpfe, in deren Mittelpunkt Franck stand. Beide Männer glauben, daß der Mensch „sein selbst eigen Herr“ sei. Beide wollen ein freies, geistiges Bruderchristentum, unter starken sozialen Gesichtspunkten. Beide stehen jenseits von Papst und Luther, Hohenheim allerdings unter Beibehaltung der äußeren Form des Katholizismus. Beide glauben an das „innere Licht“ und wissen: wer gegen die Päpste, wo sie auch thronen, die Wahrheit sagt, muß sterben. Das Schicksal beider ist das gleiche. Auch Franck wurde vertrieben und mußte ins Elend wandern, auf Befehl der Wittenberger, mit Frau, vier Kindern und einem Neugeborenen im Arm. Wo er geendet, ist unbekannt. „Wir brechen viel ab“, schreibt Franck, „und bauen nichts an die Stelle. Was hilft es, zu wissen, daß der Papst ein Bube ist, wenn wir (die Lutheraner) nicht besser sind.“ Papsttum überall, an dem die Besten der Zeit zerbrechen. Und die Leipziger Medizinische Fakultät untersagt dem Rat der Stadt Nürnberg den Druck von Hohenheims Syphilisschriften, in denen sich bereits eine in vieler Hinsicht mo-

derne Kenntniss vom Wesen und der Behandlung der Geschlechtspest findet.

Seit dem Zusammentreffen mit Sebastian Franck ist das Interesse am religiösen Problem in Hohenheim lebendig und wird immer von neuem angeregt, teils durch das Theologengezänk, auf das er während seiner Reisen überall stößt, teils durch sein Schicksal und die Not, in die er versinkt. Er durchblättert wieder die Weltbildermappe mit Landstreichen, nach der „Vita beata“ suchend. Zu Beratzhausen bei Regensburg schreibt er 1529 seine Hauptwerke, das „Paragranum“ und das „Volumen Paramirum“, das lange nach seinem Tode 1575 zu Straßburg gedruckt wurde. Über Amberg geht er (1531) nach St. Gallen, wo das „Opus Paramirum“ (gedruckt 1562) entsteht. Dann zieht er weiter ins Apenzellerland (1532) und, hinter der Pest her, durch die Alpentäler, nach Innsbruck, über den Brenner nach Sterzing (1534) und Meran und weiter durchs Vintschgau, Veltlin, Oberengadin nach Bad Pfäfers (1535). Die Apenzeller Periode ist voller Armut, Entbehrungen und Trübsal. Der „Pflug der Nahrung“ wird ihm sauer. Hohenheim wird müde und alt. Er schreibt „De summo et aeterno bono“, er schreibt Bibelkommentare, und die Töne, in denen er klagt, greifen dem Leser tief ins Herz. „Die Zeit der Geomantie ist zum End gängen, die Zeit der Artisterei ist zum End gängen, die Zeit der Philosophie ist zum End gängen, der Schnee meines Elends ist zum End gängen; der im Wachsen ist, ist aus, die Zeit meines Sommers ist hin. Von wannen es kommt, das weiß ich nicht, wohin es kommt, das weiß ich nicht, es ist da.“ Lebensmittag, Philosophie der Alpenpässe, die man aus Nietzsche kennt! Das hohe, reine Licht seiner Heimatberge hilft ihm, sich vom Rauch des Irdischen hinwegzuwenden. Der Gottesgedanke verdrängt in ihm den Naturgedanken. Was hat der Mensch von sich selbst? „Nicht ein Plätzlin, an ein paar Hosen zu setzen.“ Hohenheim wird ganz Christ, barmherziger Samariter und Heiland, wenn auch in Lumpen. Durch den Spiegel der Krankheit sieht er die Welt und den Menschen. Alles liegt krank auf Erden, die Reichen in den großen Sälen, die Armen in den Winkeln. Er heilt die Armen für einen Händedruck, und in seinen Schriften sucht er die Hauptwege zum Himmel. Dieses Bild des alternden Hohenheim, den Theologen, fast könnte man sagen den Heiland von Sterzing, hat die Zeit, hat das 16. Jahrhundert unterschlagen. Staricius wußte noch 1618, daß irgendwo ein Karren voll theologischer Folianten steht, die Hohenheim geschrieben. Abschriftlich sind 90 theologische Abhandlungen

erhalten, die der Publikation harren. Sie enthalten Hohenheims „Philosophia de limbo aeterno“, eine religiöse Ethik vom Ewigkeitskeim des Menschen, seiner Krankheit, Heilung und Verklärung. Auch dies echter Paracelsismus, geboren aus dem „Schnee seines Elends“. Die Haltung dieses Riesengeistes ist immer noch gegen kirchliche Hierarchie, Schlüsselgewalt und Mönchtum, aber nicht mehr gegen die katholischen Dogmen und ihre hohe Mystik. Der Sohn der Gotteshausfrau von Einsiedeln, der Dichter und Romantiker in Hohenheim wendet sich hinweg von der Blässe des Puritanismus, hinweg von Luther und Zwingli und allen Sekten und Sektierern, denen er sich vor 1531 vielleicht genähert hatte, zurück zum Marienkult und den Mysterien der Transsubstantiationslehre. Auch das Christentum der Neuerer ist verderbt (gemeint sind die Lutheraner). Sie kamen „wie ein warmer Wind“. Beim Abziehen aber haben sie den gleichen Schnee zurückgelassen wie die Alten.

Im Jahr 1536 druckt Hohenheim zu Ulm „Die große Wundarznei“. Von Augsburg zieht er 1537 die Donau entlang nach Mähren. Zu Kronau bei Brünn schreibt er an der „Astronomia magna“, an seinen „Defensiones“. Und wieder der große Ton seiner Klage: „Niemand ist da gewesen, der mir hätt Rücken und Schirm gehalten. Denn die viel seltsam Art der Menschen hat mich schwerlich verjagt und getadelt, gehindert und unwert gemacht, daß ich nit viel Ansehen gehabt hab für den Menschen, sondern Verachtung. Denn mein Zungen ist zum Schwätzen nit gericht, sondern allein zu Werken und Wahrheit. Das hat die Ursach gegeben, daß ich bei den Logicis und Dialecticis in der Arznei und Philosophiei und Astronomiei nichts hab gegolten. Also verlassen blieben bin. So hat mich auch groß gepeinigt der Pflug meiner Nahrung.“

Über Preßburg, Wien, Villach (1537) kommt der ewig Wandernde 1538 nach Salzburg. „Daß ich nicht für einen vollmächtigen Christ bin geachtet worden, das mich hart betrübet hat. Ich hab es müssen gedulden als einer, der unter der Stiegen hat müssen liegen. So jetzt ist, hab ich ein Aufzug genommen und ein Stillstand. Verzogen bis auf ein andere Ernt und Herbst. Mein Mund habe ich zugehalten, damit mich das Wetter und der Donder nit in Acker schlüge.“

Zu Salzburg, 47 Jahre alt, in einer stillen Stunde des 21. September 1541, nachdem er sein Hab und Gut den Armen vermacht, vertauschte Hohenheim das Leben mit dem Tode.